Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 60 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 646. **Sonntag** den 19. December 1897. **91. Jahrgang.**

Aus der Woche.

Durch die **Ausfahrt des Prinzen Heinrich**, mögen auch die letzten Vorbereitungen dazu nicht den altpreußischen Ueberlieferungen entsprochen haben, ist das nationale Blut unverkennbar zu rascherer Wallung gebracht worden. Festliche Empfänge, schwungvolle Ansprachen haben die Phantasie beflügelt, was der stillen Emsigkeit, die früher deutschen Unternehmungen vorauszugehen pflegte, wohl nicht gelungen wäre. Die gehobene Stimmung der Nation ist kein Schade, sie wirkt jedenfalls günstig auf die Matrosen und Soldaten, die ausgezogen sind, und nicht minder auf die zurückgebliebenen. Diese sehen an der Fahrt ihrer Kameraden, was sie sonst nur hören, nämlich was der eigentliche Zweck der Heranziehung zur Fahne und der militairischen Ausbildung ist. Bei der „Civilbevölkerung", so weit sie es ehrlich mit dem Reiche meint, haben das Beste zur Verscheuchung der grauen Alltagsstimmung die gerechte Beurtheilung der Wirksamkeit des Fürsten Bismarck im Kieler Trinkspruch und der kaiserliche Besuch in Friedrichsruh beigetragen. Man legt ja wohl Aufmerksamkeiten dieser Art nicht mehr eine weittragende politische Bedeutung bei, der Anschein aber, als ob das Verhältniß zwischen dem Berliner Schlosse und Friedrichsruh infolge ernster Meinungsverschiedenheiten über actuelle politische Fragen ein unfreundliches wäre, würde immer noch Einfluß auf die politische Stimmung von Millionen üben. Es wäre darum als ein Glück zu betrachten, wenn die Beziehungen des Oberhauptes des Reiches zu dessen Begründer als solche, wie sie sich am 18. December dargestellt haben, künftighin ununterbrochen angesehen werden dürften.

Daß die **Kieler Kaiserrede** und ihr Echo, das sie bei dem Prinzen Heinrich gefunden, nicht in der ganzen deutschen Presse vorbehaltlose Zustimmung finden würden, war vorauszusehen. Indessen lassen gerade die erhobenen Einwendungen erkennen, daß der Kaiser die Aufgaben der deutschen auswärtigen Politik und insbesondere das Verhältniß der Kriegsflagge zur Handelsflagge so gekennzeichnet hat, wie sie allen nicht in doctrinären oder philisterhaften Anschauungen befangenen Deutschen als die richtigen vorschweben. „Friedfertig und selbstbewußt", das ist ein Wahlspruch, in den sich die kaiserlichen Worte über die Deutschland auch jenseits der Meere vorgeschriebene Haltung wohl zusammenfassen lassen. Auf die einzelnen umschreibenden Wendungen kommt es dabei nicht an. Die Telegramme zweier Bischöfe werden nun auch die bayerischen Klerikalen, deren Organe es noch wenige Tage vorher nicht einzusehen vermochten, darüber belehrt haben, daß auch das Kreuz des Schutzes durch Kriegsschiffe bedarf.

Ein anderes, weit unerfreulicheres Bild als das an der Küste dargebotene. Wir haben den **Reichstag** wieder zu sehen gehabt und der Anblick war nicht erquicklicher, als jemals seit 1893. Schon erhebt sich wieder der Ruf nach Gewährung von Tagegeldern an die Abgeordneten, um die öffentliche Meinung über die wahren Ursachen des den Geschäftsgang behindernden schmachvoll schlechten Besuchs, der sich sogleich bei Beginn der Tagung bemerkbar machte, irrezuführen. Dazu hat die Geschichte dieses noch nicht vierzehntägigen Beisammenseins bereits wieder unwürdige, häßliche Auftritte zu verzeichnen, wie sie die deutsche Volksvertretung in diesem Jahrzehnt leider hat kennen lernen müssen. Ueber die Geringwerthigkeit der Etatsdebatte haben wir unsere, übrigens höchstens von der Socialdemokratie nicht getheilte, Meinung schon gesagt. Es ist nachzutragen, daß sich der Reichstag auch gegenüber den Vorgängen in Oesterreich nicht auf der Höhe seiner Stellung gezeigt hat. Daß wir die Erörterung der inneren Zustände eines autonomen Staates, einer europäischen Großmacht, in einer officiellen deutschen Körperschaft theoretisch nicht zu billigen vermögen, ist hier wiederholt ausgesprochen worden. Daß sie zweckwidrig ist, haben die Reichstagsverhandlungen dargethan. Was hat die Heranziehung des Gegenstandes unseren Stammesgenossen moralisch genutzt? Sie setzte die slawischen Bedränger der Deutschen im Süden in den Stand, eine ihnen unbequeme Wahrheit durch die Behauptung zu fälschen, daß ungefähr die Hälfte der Vertretung des deutschen Volkes im Reiche dem Vertheidigungskampfe der Deutschösterreicher theils kühl, theils mit dem geraden Gegentheil von Sympathie gegenüberstehe. Und dieser Effect war vorauszusehen. Dennoch verdient — von den Polen und den Gesinnungsgenossen des Herrn Ebenhoch sehen wir natürlich ganz ab — das Verhalten der Conservativen schärfste Mißbilligung. Ihr Wortführer Graf Limburg-Stirum hätte vor allen Dingen berücksichtigen müssen, daß er nicht ein deutschgesinntes, sondern ein Weise, ein von Herzen auf Seite der Feinde des Deutschthums stehendes Mitglied gewesen, welches zuerst näher auf die inneren Kämpfe der benachbarten Monarchie eingegangen war. Jedenfalls aber wäre, nachdem einmal Deutsche die in ihrem Dasein bedrohten Volksgenossen der Theilnahme der Deutschen im Reiche versichert hatten, für einen Deutschconservativen, der hierin nicht mit einstimmen konnte oder mochte, Schweigen am Platze gewesen. Herr Graf Limburg-Stirum aber gefiel sich darin, an das Lager des leidenden Bruders mit noch dazu unbegründeten Vorwürfen wegen selbstverschuldeter Krankheit zu treten und dabei für die ihm mit den vom Deutschthum abgefallenen österreichischen Adeligen gemeinsame feudale Staatsauffassung Capital zu schlagen. Nicht genug an dem. Graf Limburg glaubte auch die Deutschösterreicher zur Treue gegen ihr Kaiserhaus mahnen zu dürfen, den Volksstamm, auf dem die Herrschaft der Habsburger seit mehr als einem halben Jahrtausend beruht. Polen, Tschechen und Römlinge erheben ja seit Langem wider besseres Wissen gegen die Deutschen den Vorwurf landesverrätherischer Absichten. Aber Graf Limburg erst, ein Deutscher, dem nach seiner Parteizugehörigkeit diese Eigenschaft als Deutscher nicht wohl bestritten werden kann, hat diese Waffe für die Feinde seines Volksthums geschärft und in Gift getaucht. Er ist ein Gewährsmann der Abrahamowicz und Podlipny geworden, ein tauglicherer als Herr Dr. Lueger, von dem Jedermann weiß, daß er die Sache der Slawen Oesterreichs als die des Ultramontanismus, mithin als die seine ansieht, und der denn auch, indem er die Behandlung der Polen in Preußen mit der der Deutschen in Prag auf eine Stufe stellte, sogleich verrieth, daß er mit seiner Kundgebung lediglich einen agitatorischen Zweck verfolgte.

Ueber das Schicksal der **Militairstrafproceßordnung** läßt sich auf Grund der ersten Lesung in der Vollversammlung des Reichstages noch keine Prognose ausgeben. Der Centrumsredner hat die nach seiner Ansicht auf modernen Anschauungen beruhende und von gutem Willen zeugende Vorlage im Allgemeinen freundlich aufgenommen, aber „es giebt noch viel zu bessern". Der conservative Wortführer dagegen erklärte, keinen Schritt weiter gehen zu können, und so ungefähr ließ sich auch der preußische Kriegsminister Namens des Bundesraths vernehmen. Gegen das Centrum aber ist bei der Zusammensetzung des Reichstags eine Reform sicher nicht, gegen die Conservativen wahrscheinlich nicht zu Stande zu bringen, und die Zustimmung der Regierungen zu den Reichstagsbeschlüssen ist selbstverständlich nöthig. Diese parlamentarische Lage sollte auch für Diejenigen bestimmend sein, die den Entwurf zwar viel weniger genügend finden, als das bayerische Gesetz, aber doch auch anerkennen müssen, daß die Vorlage tausendmal besser ist, als das jetzige Verfahren in Preußen und Sachsen. Gewiß und auch unbestritten ist Eins: wenn die Reform jetzt scheitert, so ist sie auf Jahrzehnte gescheitert, und es bleibt neben der Rechtsunsicherheit der unter den Waffen stehenden Deutschen ein wirksames und immer wirksamer werdendes Agitationsmittel der radicalen Parteien, vor allen der Socialdemokratie, erhalten. Die Wahl kann also nicht schwer fallen. Ein sit ut est, aut non sit hat die Regierung nicht ausgesprochen, und wir glauben auch, daß sich außer den Conservativen nicht eine einzige Partei zu der unveränderten Annahme des Gesetzes verstehen würde. Aber das Knochengerüst des vorgeschlagenen Verfahrens wird man hinnehmen müssen und können. Die gemäßigten Enttäuschten sollten noch bedenken, daß, mögen sie über alle in die Materie einschlagenden Fragen noch so denken, wie vor 25 und mehr Jahren, außerhalb der radicalen Kreise die Ansichten über die Berechtigung mancher früheren Forderung des Liberalismus seitdem einer Wandlung unterworfen gewesen sind. Am leichtesten wird man über den früher für so schwierig erachteten Punct des obersten Gerichtshofes hinwegkommen. Der Bundesrath hat das bayerische Reservat „nicht anerkannt und nicht bestritten" und damit unseres Erachtens der Dringlichkeit der praktischen Verbesserung des Strafverfahrens im Heere Rechnung getragen, ohne hinsichtlich der nationalen Seite der Angelegenheit etwas preiszugeben oder zu gefährden. Es wäre zu wünschen, daß im Plenum des Reichstages die Frage des bayerischen Reservatrechtes gar nicht mehr erörtert würde.

Polnische Anschläge auf eine deutsche Stadt.

Wer die Verhältnisse in unserem Osten kennt, weiß, daß das Polenthum fort und fort vordringt und daß namentlich die ehedem kerndeutschen Bürgerschaften durch polnischen Zuzug durchsetzt werden. Wie dieser bedauerliche Proceß im Einzelnen sich vollzieht, darüber unterrichtet ein Artikel, den Prof. Dr. Liesegang in der „Ostmark", dem Monatsblatte des „Vereins zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken" soeben veröffentlicht hat. Der Ort, um den es sich handelt, ist Fraustadt. Prof. Liesegang theilt zunächst eine Auswahl von Thatsachen mit, die zeigen, welche Summe deutscher Culturarbeit bei der Anlage und Pflege des genannten Städtchens von unseren Vorfahren geleistet worden ist, und fährt dann fort:

„Als . . Fraustadt zum anderen Male Preußen einverleibt wurde (1816), war es noch so gut wie ganz deutsch; erst während der letzten Decennien nisteten sich die Slawen in erheblicher Menge selbst in diesem scheinbar geschützten Winkel ein. Im Jahre 1880, um hiermit zu beginnen, zählte man z. B. unter den rund 6000 Einwohnern erst 236 Polen. Aber schon 1884 ist ihre Zahl auf 419 und 1896 bereits auf 776 Köpfe gestiegen. In einem Dutzend Jahren hat sich also diese Ziffer mehr wie verdreifacht. Im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung, die sich — wenn man von den Juden absieht — etwa zu Dreifünfteln aus Protestanten und zu Zweifünfteln aus Katholiken zusammensetzt, mag dieser Zuwachs nicht so gar ängstlich erscheinen, anders aber gestaltet sich das Bild sofort, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Quote von deutschen und polnischen Kindern früher und jetzt die katholische Volksschule besucht. Die Listen, die mir zur Verfügung stehen, reichen leider nur bis 1886/87 zurück, dennoch reden sie eine laute Sprache. Im genannten Jahre gingen zur katholischen Elementarschule 293 deutsche und 109 polnische, zehn Jahre später 305 deutsche und 163 polnische Kinder. Während also die Zahl der katholischen deutschen Kinder sozusagen stehen geblieben ist, ist die der polnischen Kinder um die volle Hälfte gestiegen!

Geringer ist vorläufig wenigstens der Zuwachs der Polen in den oberen Gymnasialclassen. Immerhin aber giebt es zu denken, daß 1896 unter 14 Abiturienten bereits 5 Polen waren, die sich dem Studium der katholischen Theologie widmen wollten. Uebrigens sei hier für die wenigen Sachverständigen, die der Gründung einer Universität noch immer das Wort reden, die Bemerkung eingeflochten, daß die polnischen Zöglinge von außerhalb in Fraustadt wie von einer unsichtbaren Hand fast durchweg in solche Pensionen dirigirt werden, in denen keine deutschen Kameraden untergebracht sind.

Wie in der Stadt sieht es vor deren Thoren, namentlich aber auch in den alten Dörfern aus, die seit Jahrhunderten in den städtischen Communalverband aufgenommen sind. Wiederum begnüge ich mich mit einigen wenigen Angaben: freilich reden auch hier wie immer die nackten Zahlen eine vernehmliche Sprache. Die katholische Schule in Niederpritschen zählte 1886/87 22 deutsche und 2 polnische Kinder; die von Oberpritschen 24 und 11. Im Jahre 1896/97 standen 22 deutschen Kindern in Niederpritschen bereits 13 polnische und 22 deutschen Kindern in Nebenpritschen sogar 25 polnische gegenüber! Im Dorfe Lache ist die Zahl der polnischen Kinder in kurzer Zeit von 5 auf 49 gestiegen. Eine ähnliche Zunahme hat in Scharne stattgefunden. In Röhrsdorf endlich, einem Dorfe derselben Gegend, ist die Zahl der 24 polnischen Kinder im Jahre 1890 jetzt bereits auf 46 angewachsen.

Auch die Ausbreitung der Polen auf dem platten Lande geschieht übrigens vielfach nach einem bewußten Plane. Glaubwürdig wird mir berichtet, daß in einem der Nachbardörfer die Anführer dieser Nationalität Geld aus der Kirchencasse zum Zweck des Landkaufes erhalten!

Die eben mitgetheilten Thatsachen eröffnen die sichere Aussicht, daß sich in späterer Zeit das Verhältniß der Polen zu den Deutschen noch ungünstiger für uns gestalten wird, und ganz zu derselben Ansicht gelangt man, wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise sich die Zuwanderer in den ehedem durchweg deutschen und seiner Kunstfertigkeit wegen weitberühmten Fraustadter Gewerbestand einzudrängen beginnen. An Stelle der verlorenen und verlassenen 7 polnischen Handwerker von 1880 trifft man nämlich jetzt nicht weniger als 28. In der Mehrzahl sind sie von den benachbarten Gütern gekommen, wo sie früher als Handarbeiter thätig waren. Ich kann die beherzigenswerthen Einzelheiten, die mir über den ganzen Vorgang vorliegen, hier nicht einfügen, nur wiederholen möchte ich in diesem Zusammenhang meine schon in der vorigen Nummer der Ostmark ausgesprochene Mahnung: Die Ansiedelungscommission möge nach Kräften bemüht sein, gerade die gefährdeten deutschen Städte mit einem Kranz von deutschen Bauernschaften zu umgeben!*)

Zu diesen Worten fühlt man sich umsomehr gedrängt, wenn man sich das Gebahren der ehemaligen polnischen Knechte vergegenwärtigt, die dergestalt Aufnahme in den städtischen Gewerbestand heischen. Seit mehr als drei Jahrzehnten lag die Leitung des katholischen Gesellenvereins in Fraustadt in der Hand des ehrwürdigen Propstes Hildebrand. Es gereicht mir, wie alle meine lieben katholischen Freunde — mögen sie dem Centrum angehören oder nicht — genau wissen, zur ganz besonderen Freude, von einem katholischen Geistlichen wie diesem rühmen zu dürfen, wie erfolgreich er in dem Verein lange Jahre hindurch für Frieden und Eintracht gewirkt hat. Aber weder seine Milde noch die Ehrfurcht vor seinem Stande und seiner Person vermochten die polnische Begehrlichkeit in Schranken zu halten. Nachdem die Ein-

*) Eine erwünschte Bestätigung dessen, daß dieser mein Vorschlag einen schwachen Punct der Gegner getroffen, liefert die polnische Presse. Der „Kurjer Poznański" in Nr. 274 vom 1. December stellt nämlich voller Kümmerniß fest, daß Posen gegenüber bereits in der von mir ins Auge gefaßten Art verfahren ist.

Feuilleton.

Weihnachtsfeier in Sibirien.

Von Theodor Hermann Lange.

Nachdruck verboten.

Auch unter dem grauen, nebligen sibirischen Decemberhimmel wird das Weihnachtsfest überaus fröhlich, ja, geradezu lustig begangen. Selbst in den abgelegensten Dörfern bildet die Weihnachtswoche und die darauf folgende eine lange Reihe von Vergnügungen, die erst unmittelbar vor dem Dreikönigstage ihr Ende finden. Diejenige Gegend des weiten Sibiriens, in die ich heute den Leser und die Leserin im Geiste führen will, ist der südliche Theil des Gouvernements Jeniseisk, und zwar der Kreis Minusinsk. Obschon hier das Klima verhältnißmäßig nicht gerade rauh ist, fällt doch schon von Mitte October ab viel Schnee, und im November sind dreißig Grad Celsius Kälte nichts Ungewöhnliches. Je näher Weihnachten herankommt, desto kälter wird es. Dann steigt die Kälte mitunter bis zu dreiundvierzig Grad Celsius. Indessen schützt man sich gegen Eis und Frost in jeder nur denkbaren Weise.

Etwa acht Tage vor dem Feste beginnen bereits die Vorbereitungen zu demselben. Die Weihnachtstanne kennen die Sibirier allerdings nicht, doch findet sie sich hin und wieder in den Familien der höheren Officiere und Beamten, die in diesen Gegenden auf einige Jahre abcommandirt oder versetzt worden sind. Die sibirischen Bäuerinnen backen zu den Feiertagen Unmengen von Kuchen und sonstigem Gebäck, letzteres in allerhand Figuren. Die größte Rolle spielen dabei die Pirogen, das heißt in Teig gebackene Fische. Sämmtliches Gebäck wird ohne Gewürz zubereitet, denn die sibirischen Bauern kennen wenig Gewürze. Nur Butter, Hefe und Zucker findet bei dem Gebäck Verwendung. Schon am 24. December Morgens hört die Arbeit auf. Dann eilen zunächst die Männer, später die Frauen, in das Dampfbad, das in jedem Dorfe Sibiriens sich befindet. In dem viereckigen Raum steht ein großer Herd, auf dessen Rost gewaltige Steine erhitzt werden. Aus mächtigen Kübeln wird Wasser auf diese Steine gegossen, und nunmehr entwickelt sich der Dampf. Neben dem Herde befindet sich ein hoher und langer Tisch. Hierauf legt sich der Badende und treibt sich mit Ruthen den Dampf zu. Diese Ruthen werden schon im Frühjahr, sobald das junge Laub sich entwickelt hat, geschnitten. Man trocknet sie und bewahrt sie auf. Vor dem Gebrauch werden diese Ruthen in kochendes Wasser getaucht, wodurch sie ihre ursprüngliche Elasticität erhalten und die Blätter sich wieder aufrollen. Nach dem Dampfbade erfolgt eine vollständige Abseifung des Körpers und darauf eine Abwaschung mit kaltem Wasser in großen Schäffeln, da man Wannen in diesen Bädern nicht kennt. Uebrigens nimmt der Sibirier ein solches Bad am Ende jeder Woche. Beim Ankleiden zieht der Badende nach der bekannten russischen Sitte das bunte Hemd über die Beinkleider und legt dann einen Gürtel an.

Vom Mittag des 24. Decembers ab ist wie gesagt, vollständiger Feiertag. Ehe man sich zur Abendmahlzeit setzt, die verhältnißmäßig zeitig eingenommen wird, und zwar schon sobald sich der erste Stern am Himmel zeigt, eilen die Kinder schnell zu ihren Pathen, denen sie als Geschenke die schon erwähnten Pirogen und Mohnklöße überbringen. Der in den sibirischen Familien sehr hoch geschätzte Taufpathe muß als Gegengeschenk ein Hemd oder das Geld für ein Hemd oder für einige Hemden geben. Die Kinder laufen darauf nach Hause zurück. Dort hat inzwischen die Mutter auf ein Tischchen vor dem Ikon — dem in einer Ecke des Zimmers aufgestellten großen Heiligenbilde — eine Reihe leckerer Weihnachtsspeisen ausgebreitet. Diese Speisen werden indessen von der Familie nicht angerührt; sie stehen dort bis zu dem Dreikönigstage und werden schließlich an Bettler und Arme verschenkt. Vor der Beginn der Mahlzeit am Weihnachtsabend beschenken sich die Familienmitglieder gegenseitig. Dann findet ein längeres gemeinschaftliches Gebet statt und nunmehr setzt man sich zu Tische. Sobald sich am heiligen Abend die Familie am Speisetische niederläßt, wird zugleich ein großes Gefäß mit Wasser in die Stube gestellt in der Hoffnung, daß sich dieses Wasser in der Christnacht in Wein verwandeln würde. Da diese Verwandlung nicht eintritt, so trösten sich die Bauern damit, daß sie noch nicht würdig genug gewesen seien und die Verwandlung wohl im nächsten Jahre erfolgen würde. Zum Beginn der Mahlzeit am heiligen Abend genießt man zunächst ein Glas Branntwein. Hierauf wird Hanfsuppe gegessen, darauf verspeist man die Pirogen, Mohnklöße, Kuchen u. s. w. Kaum aber ist der letzte Bissen hinunter, so eilt Alles schnell von den Tischen, um sich zu maskiren. Zu Hause bleiben nur Wenige. Die meisten Vermummten begeben sich in ein eigens zu diesem Maskenfeste gemiethetes Haus, um dort zu tanzen, zu singen und in ihren Verkleidungen allerhand Scherze und Neckereien zu treiben. Gesichtsmasken benützt aber der Sibirier nicht, da er das Anlegen derselben für sündhaft ansieht. Als Musikanten spielen bei diesen Tänzen ältere Bauern auf, und zwar auf der Balalajka, der bekannten russischen dreisaitigen Zither, die sich die Bauern selbst herstellen. Diejenigen bäuerlichen Familien, die sich nicht in dieses öffentliche Vergnügungslokal begeben, sondern ihre Nachbarn besuchen oder sich von diesen besuchen lassen, bewirthen ihre Gäste mit Thee und Zuckerzeug. Auch selbstgebrautes dunkles Bier wird bei diesen Gastereien getrunken.

Natürlich pflegen die Personen, welche in der Weihnachtszeit Besuche abstatten, sich gehörig warm anzuziehen. Schon im Hause trägt man einen Pelz. Geht der Sibirier um diese Jahreszeit ins Freie, so zieht er über den ersten Pelz noch einen zweiten mit den Haaren nach außen. Dieser zweite Pelz ist außerordentlich weit, so daß man sich sehr bequem darin einwickeln kann. Ebenso trägt der Sibirier doppelte Handschuhe, zunächst ein Paar gewöhnliche wollene Fingerhandschuhe und darüber ein Paar lange Handschuhe aus Hundefell bis zu den Ellbogen. Den Kopf bedeckt eine Pelzmütze, über welche, um den Hals und die Ohren zu schützen, der Kragen des Oberpelzes aufgeklappt wird. Ueber ihren gewöhnlichen Lederschuhen tragen die Männer und Frauen, sobald sie zum Besuche ausgehen oder ausfahren, außerordentlich warme Filzschuhe, die oft fünf Pfund und darüber wiegen. Viele Frauen tragen übrigens auch zu Hause schwere Filzschuhe. Nach alledem kann man sich also vorstellen, daß die Sibirier in ihrer Winterkleidung etwas geradezu Thierähnliches an sich haben.

Der eigentliche Weihnachtskirchgang — in Sibirien ist es allerdings häufiger eine Schlittenfahrt nach der Kirche — erfolgt am ersten Feiertag Vormittags. Nachdem das Evangelium verlesen, reicht der Pope den Gläubigen das Evangelienbuch zum Küssen dar. Alsdann zelebrirt der Pope die Messe und zum Schlusse des Gottesdienstes erfolgt ein längerer Kirchengesang.

Bald nachdem der Gottesdienst am ersten Feiertage vorüber ist, erscheinen in den Dörfern die Bettler — stolz zu Pferde und mit großen Schlitten. Die sibirischen Bettler betreiben ihr Geschäft nur en gros. Theuer sind ja die Pferde in Sibirien nicht. Gute Ackerpferde kauft man schon von zehn Rubel aufwärts. Die alten Gäule, welche vor die Bettlerschlitten gespannt sind, kosten etwa 2—4 Rubel. Die Bettler lassen ihre Schlitten mitten auf der Dorfstraße stehen, gehen in die Häuser und singen dort Weihnachtslieder. Da die Bettler gewöhnlich sehr schnell in die Dörfer hineingejagt kommen, so sind die Thiere über und über in Schweiß gebadet. Obschon die schwitzenden Gäule ohne Decken lange in Wind und Wetter stehen, schadet ihnen dies nicht im Geringsten. Auch seine theuersten Pferde behandelt der Sibirier nicht anders. Er läßt die schwitzenden Thiere ruhig im Freien stehen, bis sie zu zittern aufgehört haben. Dann erst füttert und tränkt er sie.

Bei ihren Rundgesängen sammeln die Bettler ziemlich viel ein: Eier, Butter, Mehl, Weißbrod u. s. w. Geld wird ihnen jedoch nicht gegeben. Sind die Schlitten mit Vorräthen gefüllt, so fährt der Bettler in die nächste Schänke, verkauft dort seine Vorräthe an den Kneipwirth und vertrinkt oft den Erlös bis zur letzten Kopeke.

Die bäuerliche Bevölkerung tanzt und vergnügt sich bis zum 6. Januar. Mit diesem Abende enden die Mummereien und Tänze. Am 6. Januar findet die Wasserweihe oder das Jordanfest statt, zur Erinnerung an die Taufe Jesu Christi. Man hackt am Morgen in das Eis eine größere Wuhne, die Bauern folgen in Procession dem Dorfpopen dahin, welcher an der offenen Stelle das Wasser segnet. Viele der Männer, die sich an dem Weihnachtsmummenschanz betheiligt haben, entledigen sich ihrer Kleidung, springen in die eisigen Fluthen und wollen damit symbolisch die Sünden abwaschen, die sie während der Weihnachtsmummereien und Weihnachtstanzabende begangen haben.

Mit dem Dreikönigstage findet die Festperiode ihren Abschluß. Die jungen Mädchen des Dorfes schmücken und reinigen das zu den Mummereien und Tänzen gemiethete Haus gründlich und übergeben es seinem Eigenthümer wieder. Nach dem Dreikönigstage nimmt dann die gewöhnliche Tagesarbeit ihren üblichen weiteren Verlauf.

SLUB
Wir führen Wissen.